

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1930

285 (6.12.1930) Die Mußestunde

Des Menschen Weg. Versuch einer entwicklungsgeschichtlichen Darstellung des sozialistischen Lebens von Maria Urtig, Heilbronn. Verlag Internationale Buchvertriebs-Verlag, 2. Aufl. — Dieser umfassende Lebensentwurf ist eine allgemeine Kritik über die Fragen der menschlichen Entwicklung; des Rechtes des Einzelnen, der natürlichen Familie, der Arbeitsteilung von Mann und Frau, des Gemeinbesitzes der Völker, deren sozialer Aufbau nur durch die Befreiung der sozialistischen Weltanschauung verwirklicht werden kann. Die geistliche Erziehung der Arbeiterklasse in der kapitalistischen Gesellschaft ist die Ursache aller menschlichen Ungläublichkeiten und Verberbungen. Diese Diktate muß vernichtet werden zum Wohle des Lebens.

Deutscher Schulkalender 1931. Ein künstlerischer Wandabdruckkalender mit 112 Bildern. (Verlag Knorr & Hirth G. m. b. H., München.) Preis RM. 2.90. — Wie in früheren Jahren, so zeigt auch der neue Jahrgang des „Deutschen Schulkalenders“ (Verlag Knorr & Hirth, München; Preis RM. 2.90) auf seinen 112 Kalenderblättern den Gang der Entwicklung der neuen Schule und enthält ein klares, objektives Bild zur Natur- und Kunstschau: Jugend und Schule in der Kunst, die großen Aufgaben aller Zeiten, die Entwicklung der Bildungsmittel, die Kunst des Schulbuchs, des Spielzeugs, der modernen Anschauungs- und Lehrmittel, das neue Schulhaus in Großstadt und Land, deutsche Auslandsschulen, Schulfesttage und Arbeitspläne, Berufs- und Berufsberatung, Wanderschule, Spiel, Sport und Sport, Handwerks- und Berufsschule, Arbeitsschule, Schulgarten, Volksschule, Vorkurskurse — nur in Schlußworten kann die Fülle des überreichen Materials angedeutet werden, die hier in einzigartiger Weise in Wort und Bild geboten wird. Bilder und Texte sind überaus glücklich gewählt, Ausstattung und Druck ganz hervorragend. Das farbige Titelbild stammt von der Meisterhand Max Schabus. Ein Photodruckwerk mit wertvollen Briefen wird manchem Liebhaber der Naturgeschichte willkommen sein. In die Hand eines jeden deutschen Lehrers, ins Konferenzzimmer einer jeden Schule, in die Studierstube eines jeden Erziehers gehört dieser Kalender, denn er vermag sehr, sehr viel Anregung für Erziehung und Unterricht zu geben, und besonders empfohlen sei er auch den Eltern, damit sie sehen, wieviel Mühe und wieviel Liebe man heute in der Erziehung ihrer Kinder aufwendet.

Sieben erschien: S. A. André: Dem Vol entgegen. Auf Grund der während André's Polarpedition 1897 geführten und 1930 auf Bild veranschaulichten Reise von S. A. André, A. Strindberg und A. Fraenkel veranschaulicht von der Schwedischen Gesellschaft für Anthropologie und Geographie. Mit 110 Bildern und 5 Karten. Geheftet RM. 11.—, in Heften RM. 13.—.

Am 11. Juli 1897 landete André die Politanne seines Freiballon „Aber“ und verfiel dem eisigen Schicksal Strindberg und Fraenkel über dem ewigen Eis des Polarmeers. 33 Jahre blieb die Welt im ungewissen, woan und wo der weiche Tod die drei Luftschiffer ereilte. Der ausnahmsweise heiße Sommer 1930 legte ihr Todeslager auf Bild frei: eine norwegische Expedition entdeckte es zufällig. Als die Kunde unterrichtet wurde, ergab sich die überaus wichtige Entdeckung: in eine Eisrinne und Seegras eingewickelt fanden sich André's Leichentücher. Auch die Aufzeichnungen Strindberg's und Fraenkel's wurden geborgen. Alles konnte, soweit es überhaupt erhalten ist, später vollständig entziffert werden. Diese Niederchriften geben eine anschauliche Schilderung von dem Verlauf der ganzen Expedition vom Aufstieg des „Aber“ bis zu den Tagen vor dem kurzbarren Ende. Am vierten Tage schon muß der Ballon auf dem Eis zurückgelassen werden. Für die drei Männer begannen die übermenschlichen Anstrengungen einer Sommerwanderung über das Polareis, die in der schließlichen Eisdrift nach Nord erst im Oktober ihr Ende fanden. Strindberg's Niederchriften sind für den Ballonfahrer und für die Ereignisse kurz vor dem Untergang der drei Männer von großem Wert. Fraenkel hält während der mühsamen und aufreibenden Eiswanderung seine auf seine meteorologischen Journalen, und Strindberg hält die astronomischen Beobachtungen der unregelmäßigen Bewegungen des Treibeises fest, die dem Streben der drei Männer, Rettung auf festem Land zu finden, auf das grausamste entgegenarbeiten. Der Bericht ist in seiner fassen Sachlichkeit und seinem geistreichen ermittelten Humor wohl das erfolgreichste, was es in der Entdeckungsgeschichte überhaupt gibt.

So führt das Buch in lebendiger Klarheit, vom Aufstieg des „Aber“ an, den Leser von Stunde zu Stunde bis zu dem Zeitpunkt, wo den Chronisten die Feder für immer aus der Hand fiel. Der ständige Kampf gegen das Eis, spannende Eisdriftagen, die einfachen Mahlzeiten, die oft humorvollen Gespräche, die immer wachsende Müde und die zunehmenden Entbehrungen, alles endet in dem unermesslichen Schicksal im ewigen Eis. Das Buch ist somit der einzige authentische Bericht über den Verlauf der Expedition, weiteres kann nirgends mehr gefunden werden. Dann folgen die Berichte der beiden Expeditionen, die die Entdeckung machten und die Kunde brachten. Die Heimkehr der drei Helden in die heimliche Erde schließt das Werk.

Wunderliche Bilder ergänzen den Bericht. Es ist sogar gelungen, die Aufnahmen der Expedition, die 33 Jahre im Eis gelegen haben, zu entwickeln, die besten dieser Bilder sind im Buch wiedergegeben. Karten und Kartenfragmente erleichtern das Verständnis. Straß, nüchtern und bescheiden erzählen André und seine Kameraden ihr Schicksal. Die demütigsten, ja fagen Worte sind mehr als persönliches Vermächtnis. Sie führen sich zu der polaren Helden saga schlechthin. Die Lösung des Geheimnisses, das vom Eis ein Drittel Jahrhundert lang gewahrt wurde, dringt dies in der Weltliteratur wohl einzig dastehende Buch. Es wird jeden fesseln, erschauern.

„Woll in Rot“. Für alle zum Wandern von August Wähe. Selbstverlag Mannheim. — In fünf einzelnen Akten entwickelt der Autor ein Bild des großen Volksschauspiels, das im Verlauf des Wanderns über die waldreiche Gegend des deutschen Mittelalters. Die Schilderung der namenlosen Soldaten, Schützen, Rechtsbeugungen, Verurteilungen ist durchwühlte von hartem bayerischem Empfinden und warmer Teilnahme mit den Helden des baltischen Wähe. Die Figuren weisen höhere Bedeutung auf: es sind Menschen von Fleisch und Blut, die der Gestaltungskraft des Verfassers das beste Zeugnis ausstellen. Die Sprache des Buches atmet Ergebenheit und steht mit gutem Erfolg vollstimmliche Färbung an.



Begrüßung

Geb', such Frühchen! Ja, wo ist er denn?

Rechenaufgabe

Auf einem Hof befanden sich eine Anzahl Gänse. Da kam eine fremde Gans hinzu und sagte: „Guten Tag, ihr Hundert!“ Da schnatterten die Gänse des Hofes: „Du irrst dich, wir sind noch lange keine Hundert.“ Da mußten wir erst noch einmal soviel sein, dann noch ein halbmal soviel, ein viermal soviel und wenn wir dich dann noch hinzurechnen, sind wir erst Hundert.“ Wieviel Gänse waren auf dem Hofe?

Käufelaufösungen

Silben-Käufel: 1. Gebuld, 2. Raffelt, 3. Atlas, 4. Unterseeboot, 5. Tara, 6. Gumpel, 7. Urteil, 8. Reinecke, 9. Eremit, 10. Kaleid, 11. Forelle, 12. Kioletto, 13. Gdener, 14. Uri, 15. Niederlande. — Grau, feurer Freund, ist alle Theorie. Betonungs-Käufel: Erlangen.

Richtige Lösungen sandten ein: Julius Grimm, Karlsruhe.

Wiß und Humor

Im Bilde geblieben. Ein Spahocel befand sich in einer Gesellschaft, er habe auf einer Gesellschafts-Dampferreise geblieben, wie eine Dame ihren Lippenstift über Bord fallen ließ — und nachher war es... das Rote Meer. Da sprach jemand: „Ach, haben Sie sich vielleicht mal in Odesa die Hände gewaschen?“ — „Wie kommen Sie darauf?“ — „Na, das liegt doch jetzt am Schwarzen Meer...“

Abgeminkt. Ein junger Ehepaar hat ein halbes Jahr vor meiner Hochzeit kennengelernt“, erzählt Saude strahlend. — „Ich erst ein halbes Jahr nach der Hochzeit“, sagt Wendebich bedrückt.

Wahlen in Wien. Auf dem Wege zum Wahllokal begegnete ich meinem alten Freund, dem Kommisienten Recheles, der seinen christlichsozialen Stimmzettel ganz offen in der Hand trug.

„Was ist das?“ fragte ich ihn. „Sie wählen die Antikemiten?“ „Was soll unter uns machen?“ replizierte der Kommisient achselzuckend, „die Christlichsozialen haben ein Herz für uns Kaufleute, während uns die Sozialisten mit ihren Steuern gekümmert zu Grunde richten. Und wissen Sie, ehrlich gesagt, bin ich lieber unter kaiserlicher Herrschaft ein wohlhabender Kaufmann, als unter rotem Regime ein pleitegegangener, wenn auch hochgeschätzter israelitischer Geschäftsmann!“

In der Toilette eines Berliner Restaurants steht zwischen zwei Damentischen an die Wand geschrieben: „Tuben raus!“ Darunter steht: „Se werden lachen! Wer woll'n gar nicht hier drin bleiben!“

Chirurgie. Professor B. Chirura in Br, ist in Punto Donatas sehr genau. Einem Patienten, der ihn vor Beginn der Operation angstvoll interpelliert, ob auch seine Hand sicher sei, antwortet er: „Wie soll meine Hand sicher sein, wenn ich für mein Geld zittern muß!“

Das ominöse Geiselt. „Wo steht denn Ihr Mann an Ihrem heutigen Geburtstag?“

„Der sitzt das Geburtstagsgeschenk ab!“ (Aus der letzten erschienenen Nr. 48 der „Luftigen Blätter“ (Verlag Dr. Sells-Verlag A.-G., Berlin SW. 68), die zum Preise von 50 Pf. überall zu haben sind.)

Verantwortlicher Schriftleiter: Redakteur S. Winter, Karlsruhe.

Die Kluppebestunde zur Unterhaltung und Belehrung

48. Woche 50. Jahrgang Unterhaltungsbeilage des Volksfreund Karlsruhe, 6. Dezember 1930

Herbstliche Elegie

Nebelhaufen decken die nackten Felser zu. Nüchtern Stürme zu reden entschlossene Wälder aus ihrer Ruh'.
Laut verhallt im Wind. Klagerufe stürzender Bäume zerstreuen sich meine Träume von Sonnen, die längst nicht mehr sind.
Rein Mond, kein Stern. Orion erlosch, und der große Bär. Du bist jetzt so fern. Mein bebendes Wort erreicht dich schon nicht mehr.
Wills Freu.

Das Malaria-Problem

Von Professor Dr. E. Martini (Samburg). Abteilungsvorsteher am Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten.

In Alger ist der II. Internationale Malaria-Kongress zusammengetreten. Welche Bedeutung die Malariafrage noch immer für die ganze Welt hat, schildert der nachstehende Artikel.

Die Malariafrage, d. h. die praktische Befreiung aller malarialreichen Länder von dieser Seuche, ist noch unentschieden. Gewiß sind wichtige Einzelfragen geklärt, aber zahlreiche Probleme barren noch der Lösung. Zwar für Jahr erkrankten Millionen Menschen an dieser Krankheit, müssen große Strecken fruchtbarer Landes vernichtet bleiben, weil sie von der Malaria verunreinigt sind. Der Völkerbund hat eine eigene Malaria-Kommission gegründet und bemüht sich die Malariaabkämpfung zu fördern. Die Malariafrage besitzt also große Bedeutung.

Bei der Malaria finden sich winzige parasitische Tierchen, Plasmodien im Blute. Sie leben in den roten Blutkörperchen und freileben sie von innen aus. Klein dringen sie ein; erwachsen werden sie in etwa 8-32 Teilstadien, deren jedes wieder einen jungen Parasiten darstellt, und wenn sich die Trümmer der Blutkörperchen und sein veränderter Farbstoff im Blute auflösen, entsteht ein Fieberanfall. Dann wandern die aus der Teilung hervor gegangenen kleinen Parasiten wieder in neue Blutkörper ein. In unseren gewöhnlichen Wechseljahren dauert das Heranwachsen ungefähr 48 Stunden. Jedesmal entstehen aus einem Parasiten ungefähr 12-16. In 10 Tagen könnten aus einem Parasiten 1 000 000 werden. Die ersten Parasiten werden von bestimmten Stechmücken (Gattung Anopheles) bei ihrem Stich in den Körper gebracht. Sind es vielleicht auch nur 100 gewesen, so können nach 10 Tagen bereits ungefähr 20 Parasiten auf jeden Kubikmillimeter Blut. Bei den schweren Tropenfebern entstehen alle 48 Stunden ungefähr 10-24 junge Parasiten. Bei einer dritten Form (quartana) bilden sich erst alle 72 Stunden unter Fieberanfall ungefähr 8 Teilstadien. Der Körper wehrt sich jedoch, und in der Malaria und Leber werden Mengen von Parasiten vernichtet; allmählich gewinnt der Körper die Oberhand, bis sich zwischen ihm und den Parasiten ein Gleichgewicht einstellt. Anopheles aber haben blut-saugende Insekten mit dem Blut manchen Parasiten mitverschleift, auch hat der Parasit keine Gebilde, welche den Verdauungsorganen der Anophelesmücken widerstehen, so sich in diesen Mücken weiter entwickeln und vermehren können, bis ihre Nachkommenschaft sich zu Tausenden in deren Speicheldrüsen ansammelt, bereit, sich beim Stich mit dem Mückenstich in das Blut des Geistes zu befördern zu lassen, und wenn der Geistes ein Mensch ist, in ihm eine neue Kolonie von Malaria-Parasiten zu gründen. Außer dem Menschen und den Anophelesmücken ist kein Lebewesen bekannt, in dem diese Plasmodien gedeihen. So sind die Mücken gewissermaßen die Verteilungsmittel, mit denen die Malaria-Parasiten von Mensch zu Mensch reisen. Je mehr solche Fliegenstecke, desto leichter erziehen die Keime die noch gesunden Menschen, bis schließlich in mancher Gegend fast jeder Mensch Malariakeime beherbergt.

Nicht jede Seuchebewegung der Malaria ist jedoch damit zu erklären, es gibt Epidemien, über deren Ursachen man noch lebhaft streitet. Warum z. B. ist die Malaria in letzter Zeit in Deutschland zurückgegangen? Warum erbt und kauft sie über

Italien in großen, mehrhundertjährigen Schwankungen? Warum tritt sie in den Waldbergen Hinterindiens auf, sobald der Aufbruch an den Bergen gefüllt wird? Warum ist sie in Holland nur in einem ganz bestimmten Geländestrich vorhanden? Warum haben die warmen gemäßigten Länder im Frühjahr überwiegend leichte, im Sommer überwiegend schwere Malaria? usw.

Allerdings sind die theoretischen Grundlagen der Bekämpfung bekannt. Man kann das Leben mit Medikamenten bekämpfen, oder man vernichtet die Mücken mit dem Malariakeime. Man kann auch den Lebensraum von Mensch auf Mücke und von Mücke auf Mensch unterbrechen, entweder indem man nicht in mückenreichen Gebiete siedelt, oder die Stechmückengebiete müden macht, oder indem man durch Moskitonetze oder Drahtgittertüren der ganzen Häuser die Mücken von Menschen fernhält. Die Malariakeime sind nützliche Tiere, und so schützt das Moskitonetz über dem Bett schon sehr. Im Menschen bekämpft man die Malaria mit Chinin, oder neuerdings auch mit Plasmodin. Mücken kann man in den Häusern abfangen lassen, man kann sie durch Sprays oder für Mücken giftigen Staub oder giftige Gase töten. Alle diese Wege sind versucht worden, alle haben gewisse Ergebnisse gebracht. Aber alle diese Verfahren kosten Geld! Die Malariakeime sind oft verarmt, und können große Summen nicht aufbringen, und die zu einer wirksamen Abwehr nötigen Mittel zu geben, übersteigt meist die Finanzkraft der Staaten.

So lautet schließlich die Malariafrage: Welche Werte lassen sich durch Malariaabkämpfung gewinnen, und welches Bekämpfungsverfahren ist bei ausreichender Wirksamkeit das billigste? Man gibt es kein Verfahren, welches überall das billigste ist. Wie die Grundlagen der Epidemie überall verschieden sind, so sind es auch die zweckmäßigen Bekämpfungsmethoden. Was an einer Stelle hervorragend arbeitet, verfehlt an der anderen.

Ob die Mücken ausgerottet werden können, hängt von den besonderen Verhältnissen des betreffenden Malariagebietes ab. Aber auch mit welchem Verfahren die Mücken am zweckmäßigsten bekämpft, richtet sich u. a. nach dem Boden, der Bekämpfungsart, Intelligenz der Bevölkerung, Art der vorhandenen Mücken. So wird jedes Gebiet wieder, sobald die Erklärung seiner Malariafrage als auch, was die praktischen Maßnahmen zu deren Verbesserung betrifft, ein kleines, aber oft schwieriges Terrain für sich.

Noch vor 100 Jahren hatte jedes Kind in den deutschen See- und Flußmarchen einmal eine Malaria, wie heute seine Eltern, meist sogar wiederholt, und große Epidemien durchzogen fast das ganze Land. Seit den siebziger und achtziger Jahren hörte man von diesen Wechsel- oder fahlen Fiebern immer weniger, und heute ist fast ganz Deutschland frei davon. Ebenso ging es in Schweden, Dänemark, England, Frankreich, und seit etwa Anfang unseres Jahrhunderts fast der ganze Vorkongress in Nordamerika ein. Sicher ist die Malaria eine Krankheit warmer Länder, und sicher haben große Gebiete des nördlichen Eurasiens in den letzten 150 Jahren eine Klimawandlung erfahren, aber dieser Umstand dürfte nur wenig dazu beigetragen haben. Wichtigere sind sicher die kulturellen Faktoren, die Drainierungen des Bodens, welche die Zahl der Mücken verminderten, die dichtere Besiedlung, der höhere Viehbestand, welcher die Mücken mehr von den Menschen ablenkt, bessere Wohnungen, welche den Anflug der Mücken erschweren, Wohlstand, welcher durch gute Ernährung gute Widerstandsfähigkeit gegen die Seuche und daneben die Wohlstandsschick, Trakt und Apoteken ausreichend in Anspruch zu nehmen und vieles ähnliche. So lange diese Verhältnisse erhalten bleiben, steht offenbar keine Gefahr eines Wiederauftretens der Malaria.

Es gibt auch heute noch Malaria-Probleme zur Genüge; wir wissen wohl das Grundlegende über diese Krankheit, aber vieles, vieles wissen wir eben noch nicht. Der weiteren Erforschung muß es vorbehalten bleiben, noch tiefer in die Geheimnisse der Malaria hineinzuforschen. Vielleicht gelingt es dann doch einmal, die Menschheit von diesem Leiden für immer zu befreien.

Dr. Claire Mannhardts Ehekrise

In der Frauenklinik zu M. war ein bis dahin noch nie dagewesener Brominensfall eingetreten: Die junge, hübsche, außerordentlich tüchtige Assistenzärztin Dr. Claire Harber heiratete ganz plötzlich den höchst durchschnittlich begabten Assistenzarzt Dr. Erich Mannhardt. In der Klinik veränderte sich durch diese Heirat nichts. Beide

Wissen, was sie vorben waren. Der Chefarzt und die anderen...
ebenfalls sehr guten Emen stellen konnten, da alle Nachforschungs-
zeit nach Komplikationen den anderen Kollegen gegenüber nicht
ausbleiben würden. Aber Frau Dr. Claire Mannhardt bedeutete
für die Anstalt eine solch unerlässliche Kraft, daß alle anderen Be-
denken zurücktreten hatten. Sie war selbstbewußt und sicher in der
Diagnose, schonend und verständnisvoll in Unternehmung und Be-
handlung, unbedingte zuverlässig und gewandt bei Operationen und
von einem warmen, verlebendigen, allgemein beliebten Wesen. Die
Patientinnen verehrten, ja verehrten sie. Ihr Ruf drang weit
über die Grenzen der Stadt hinaus. Damit auch der Ruf der Klinik.
Sommer stand Claire auf dem Posten, unermüdet und stets freudig.
Sie kannte keine Ueberreiztheit unbedingtem Kranken gegenüber,
keine Vernachlässigung bei ernstlichen Fällen. Ihre gleichmäßige Ruhe und
Sicherheit tat allen gut, ermunterte und ermutigte Zaghafte und
Ueberängstliche.

Ihr Gatte Dr. Erich Mannhardt war gerade das Gegenteil:
Ueberreizbar, nervös, von Stimmungen abhängig, von Depressionen
verfolgt, unsicher, geemmt und oftmals undisponiert. Er hatte im
Weltkrieg eine schwere Knieverletzung davongetragen, die ihm ein
Bein kostete. So war er äußerlich schon gelähmt, in der freien Be-
wegung gehindert und überall benachteiligt. Es war allen unvor-
stellig, was die frohsinnige, klare Frau zu dem schwerblütigen
Grübler von. Vielleicht war es gerade das Unsichere, Unstete, was
die Frau in ihr zur Ergänzung brauchte, was ihr die Freude und
Sicherheit gab, die zu ihrem Berufe notwendig.

Eine geraume Zeit verstrich. Claire fühlte sich in ihrer Ehe glück-
lich. Ihr Beruf erfüllte sie mit Freude, jeden Tag aufs Neue. Ruhe
und Ausspannung fand sie bei dem Gatten in den wenigen freien
Stunden der Erholung. Da gab er sich anders, gelassener, freier. Seine
Güte und Zärtlichkeit konnten auf sie übertragen. Sie schmeigte sich
gern in seinen Schutze. Jetzt litt sie an Uebermüdung, jetzt hatte sie
ein überhöhtes Bedürfnis nach Zärtlichkeit, nach Verständnis
und gutem Wort. Nun war er der Führer, der Herr, dessen Lösung
sie bedingungslos und gerne folgte.

Nur zu schnell vergingen solche Stunden der Einheit, der Har-
monie, der Freiheit von Berufsdruck und Alltagsforderung. Eine
kalte Dürste rief Claire hurtig und bestimmt zurück zu Pflicht und
Lösung aller persönlichen Wünsche und Sehnsucht. Im Nu war
sie unzufrieden, war wieder die Ärztin, die Helferin, sich der heiligen
Mission bewußt, armen und aequillen Frauen Rettung und Gesund-
ung zu bringen.

Hier an diesem Punkt, an dieser blühartigen Umstellung, an die-
ser überhimmeln Bereitschaft Claires, sei es mitten in der Nacht,
sei es in den kurzen Minuten der Mittagspause oder wann immer,
begann Erichs Qual. Er fühlte, wie sie ihm entglitt, was befangen
und unsicher, geemmt und schwermütig. Mit aufkommendem
Zorn anerkannte er die Anordnungen des Chefarztes, der Claire
die Führung und ihm Handlungsbefugnisse zuschrieb, ihm die
Wut konnte ihn erlassen bei ihren kühlen, logischen Anordnungen.
Er kämpfte vergeblich gegen die Disziplin, die sie bewußt zwischen sich
und ihn vor andern legte. Er rang oft mit lester Anstrengung ge-
gen die Forderung und Neutralität dieser kühlen, ausgelesenen
Frau im weißen Leinenkleid mit den schlanken, sicheren und ge-
schickten Händen. Er hätte sie in solchen Augenblicken vernichten
können und erstickt vor dem grenzenlosen Daß, der in ihm hoch-
quellen wollte. Umsonst! In der Hölle des Operationszimmers kannte
Claire nur Tat und Ziel, nur Weg, keinen Umweg, nur Klarheit,
keinen Zweifel. Restlos ging sie auf in schaffender Arbeit, losgelöst
auf eigenen Wünschen und Begierden, selbstloser und voll Vertrauen
auf eigene Kraft. Nie fand sie das Leben herzlicher und begreifbarer
wertvoller als nach glücklich bestandener Operation. Nie strahlte ihr
Gesicht reiner und losgelöster als beim Anblick der nun friedlich
schlummernden Patientin, die sie loben von Pein und Not befreit
oder die sie einem glücklichen Muttertum weihen.

Nicht achtete sie das werdende Fieber des geliebten Mannes, sie
sah nicht sein qualvolles Leben an ihrem Sein, sein über ihn hoff-
nungslos zusammenzusinkendes Selbstgefühl auf ihre Sicherheit, das
keinen Gang zu Minderwertigkeitsgefühlen ließ. Erkannte sie nicht,
Claire ahnte nichts von den Stürmen, die den Mann an ihrer Seite
durchstoben. Wie in einem Dunkeltun, einem Vacuum stand sie, iso-
liert von allen Schwächen und Halbheiten, nur angeworfen mit
altem Genieten. Rang unbedingtes Wort Claires rief Erich zu
konzentrierter Arbeit. Ein leiser Lachel an seiner Unachtsamkeit
bedeckte manchmal durch ihre Stimme. Er riß sich zusammen. Aber
umso peinlicher stieg die Scham in ihm hoch. Zorn und Haß drohten
ihn zu ersticken.

So ging es lange. Ein stummer Kampf, ein verweirtes Sich-
aufbauendes Erichs, das immer in einer Niederlage endete. Er zer-
quälte sich, er rief sich auf, ohne daß Claire auch nur ein einziges
Mal mehr in seinen verkrampften Bünen las als eine Nervenerrei-
zung, der sie keine wesentliche Bedeutung beimah. Eines Tages,
nach Vollendung eines besonders schwierigen Eingriffes, fing Claire
einem Bild ihres Mannes auf. Wie aus einem Rauch erwachte sie.
Bisshin kam ihr die Erkenntnis. Eine Erkenntnis, so grauenvoll,
so jämmerlich, daß sie wie unter erstem Schlag sich duckte. Kein
Wort verlor sie. Nur unablässig serzte in ihr die Frage, die ganze
Frage, was sie nun tun, was sie beunruhigen sollte. Mühte sie
dem geliebten Beruf, hebrer Mission der Hilfe an Leidenden von
Gehelichsgeoffnungen, abtreten vom Schauspiel schwer erzwungen
Anerkennung, verzichten auf verdiente Beweise von Achtung und
Ehrerennung. Wie kost und freudig war sie, daß gerade ihr, der
Frau, solch seltener Mühsal zuteil geworden! Mühte sie sich
wachen, um den Mann zu retten vor gefährlicher Not, um ihre
Liebe zu erhalten, ohne die das Leben trotz allem faßl und reizlos
ihm dünkte. Ober sollte sie fort, in einer anderen Stadt, sich eine

neue Tätigkeit aufbauen? Sie von Erich trennen? Nein, nicht so
in ihr. Sie konnte nicht ohne ihn sein. Schon der Gedanke allein ließ
Nagel in ihr erstarrten. Verlassenheit säubte sie an, ein schwarzer
Abgrund.

„Ich meine, es wäre an der Zeit, daß ich mich selbständig mache“,
plagte Erich eines Tages in ihre unablässigen Gedankenspiele.
„Dr. Koltner in meiner Heimat dot mir schon lange seine Praxis
an, er ist alt und will sich zur Ruhe setzen. Aber du, willst du den
Posten hier aufgeben?“

„Ich muß es mir überlegen, warten wir noch ein halbes Jahr“,
säuberte sie. Der Entschluß war so schwer. Es stand so viel für sie
auf dem Spiel. Auf ihre Mühsal rechnete Erich an sich selbst nicht,
das tat weh. Er wollte sich frei machen von ihr. Selbständig sein im
doppelten Sinne. Sie wollte keine diesbezügliche Frage. Stumm leh-
ten sie nebeneinander. Jeder versponnen in seine eigenen Pläne und
Zweifel. Mut und farblos wurden seine Zärtlichkeiten und immer
leisere. Claire froh und stikerte um ihre Glück. Kein Ausweg leuch-
tete ihrer saubenden Angst.

Der Chefarzt erhielt einen Ruf an die Universitätsklinik in Hei-
delberg. Er ließ Claire zu sich bitten. Zu langer Rede lehte er be-
dächtig an: „Nach umständlichen Beratungen mit allen zuständigen
Behörden habe ich es durchgesetzt, daß Sie als meine Nachfolgerin
an der hiesigen Klinik vorgeschlagen wurden. Ihre Tüchtigkeit und
Beliebtheit muß restlos anerkannt werden. Sie haben der Klinik
wertvolle Dienste geleistet und ich hoffe, Sie werden die ehrenvolle
Berufung, Sie sind meines Wissens die erste Frau, der ein solcher
Posten zuerkannt wird, zu schätzen wissen.“ Nicht ohne Pole ließ der
Chefarzt da. In Erwartung stürmischer Dankebezeugungen.

„Darf ich Ihnen heute abend Bescheid geben?“ Claire preßte
saghaft die Worte heraus. Maßlose Erregung erschütterte sie. Der
Chefarzt sagte gemessen: „Bitte“. Verwundert, daß sie nicht sofort
beglückert auslachte, hatte.

Claire jagte Fieberhaft hinaus. Hat um Vertretung für einige
Stunden. Raste ins Freie. Bloß aus den Straßen der Stadt. Tief
faßl befinnungslos einen kleinen Berg hinan und blieb atemlos,
völlig ausgepumpt, oben stehen. An eine mächtige Eiche lehnte sie
sich. Dann schliefte sie sich mühsam an einer nahen Wand, unfähig
auch nur einen klaren Gedanken zu lassen. Aufruhr tobte in ihr.
Bild wirbelten Freude, Stolz, Verzweiflung, Zweifel in ihr. Ein
Traum ward ihr Erfüllung geworden, kühlste Hoffnung Wirklichkeit,
ins Utopische rasendes Lustgefühl, Realität und greifbare Gegen-
wart.

Sie, die Frau, Leiterin der Klinik, Herrscherin über einen Stab
von Ärzten, Schwestern. Alle ihren Befehlen gehorcht. Verantwortung
durfte sie tragen über Wohl und Wehe von hundert, Verantwortung
der Anvertrauten, ihrem Schutze Empfohlenen, auf ihre Hilfe Wär-
tenden. Freude schwellte ihr die Brust, Stolz triumphierte in ihr,
selbst Eitelkeit blieb nicht fern.

Stöhnlich sagte sie zusammen. Und Erich? Dampf stieg in ihr
Ahnung von unabwendbarem Schicksal auf. Die sie erschauern, er-
stieren. Wie würde er darüber hinwegkommen. Nie würde er in ihr
den „Geg“ leben können. Sie hatte zu wälen unwilligen erlichem
Schaffensziel und ihm, dem erwählten Lebenskameraden. Nirgends
ein Ausweg? Bane rana eine feine Hoffnung sich in ihr hoch. Doch
jofort schrie alle Erkenntnis, alle klare Urteilskraft in ihrer Seele
ein schneidend kaltes „Nein“, das ihr die Brust aufzukampfte.
Sie rang ihre Qual hinaus in die Einsamkeit der Natur, in den
brausenden Wind, in die webenden Wipfel der Bäume, in das
weite, stumm vor ihr liegende Land.

Sie wurde ruhiger und sah lange in stiller Verjunkenheit. Endlich
wurde ihre peinvolle aber bestimmte Erkenntnis des richtigen Weas.
Sie mußte ableben, um Erichs willen. Tausend Möglichkeiten
frohe, weiter Lebensentfaltung mußte sie entlassen, um Frau sein
zu können, nicht aber ohne die liebe Hoffnung, daß sie doch noch das
Schicksal nach ihren Richtlinien meistern würde.

Als Claire am Abend dem Chefarzt ihren Entschluß mitteilte,
würde sie keine Entschuldigung, kein Gefährtssein. Er vermehrte wohl
eine gewisse Scheu vor Verantwortung, eine Angst vor Belastung.
Das tat weh. Aber sie konnte ihre wahren Beweggründe zu dieser
Abnehmung nicht preisgeben, ohne Erich bloßzustellen.

In Erichs Würde aber lag sie, daß sie das Richtige getan. So
hatte er sie noch nie angebeten. So frei und froh, so dankbar und
voll unerschütterlicher Liebe, so voll Stolz und doch im Gefühl bei-
derseitiger Gleichwertigkeit. So schnell es ging, lösten sie alle Ver-
pflichtungen an der Klinik. Wie amete Erich auf, als er in seiner
Heimat die Praxis des alten Arztes übernahm und ihrer heider
Leben neu aufbaute. Frei und selbständig konnte er nun schalten.
Er wuchs empor an der Freude an eigenem Gelingen. Er wurde
sicher und bestimmt im Gefühl eigener Kraft und Verantwortungs.
Claire sah ihm still zu. Ihr Glaube, daß er sich immer mehr jener
inneren Freiheit näherte, die er brauchte, um auch ihre Mühsal
neidlos anzunehmen und anzuerkennen, würde sie nicht trüben. Sie
wartete auf diesen Wendepunkt und war ruhig und unerschütterlich.
Als ihr nach einiger Zeit Begabung der Mutterhaft zuteil gewor-
den, leuchteten ihr aus den blauen Augen ihres Kindes freudvolle
Lebensbejahung und Gemütsheilung richtig eingeschlagene Weas. Sie
wachte, die Stunde schlug, die ihr die Vereingung von Frau und
Mutterfreude und Berufserfüllung bringen würde.

Der Sieg kam. Er blühte ihr an dem Tage, da Erich sie rief mit
der Bitte, ihm bei einem besonders schwierigen Fall zu assistieren.
Nun war der Damm zertrümmert, den Erich in verbildetem Stolz
und irregelmäßer Wertung zwischen sich und ihr errichtet. Sie war
am Ziel alle Wünsche angefangen. Er sah in ihr weder allein die
Frau, noch die überlegene Konkurrenzin, sondern die ebenbürtige
Mitarbeiterin, die vollwertige Kameradin. Das wollte sie sein,
gleich stark in Opfer und Hingabe, wie in beglückender Liebe und
gegenwärtiger Arbeit. **Silke Drever.**

Das Radium

Anläßlich der Radiumindustrie und der Krebsbekämpfung wurde
oft die Frage aufgeworfen: Was ist Radium? Es dürfte dabei
von Interesse sein, einiges über die seltsamen und geradezu wun-
derbaren Eigenschaften dieses Stoffes zu erfahren.

Die Entdeckung der Röntgenstrahlen und die weiteren Forschun-
gen auf diesem Gebiet ließen die Vermutung aufkommen, daß irgend
ein bis dahin unbekannter Stoff vorhanden sein müsse, der eine
vielmals stärkere radioaktive Strahlung ausendet, als die bisher be-
kannten phosphoreszierenden und fluoreszierenden Substanzen Uran
und Thor.

Dieses Problem wurde gelöst, indem auf nästem Wege die Analyse
der Pechblende (Uranerz) wurde, die selbst radioaktiv ist, durchgeföhrt
und die Radioaktivität aller gewonnenen Produkte gemessen wurde.
Die von Herrn und Frau Curie in Paris unternommenen lang-
wierigen und mühsamen Versuche führten endlich im Jahre 1900 zu
der großartigen Entdeckung des lange gesuchten Stoffes, des
Clements Radium. Es ist ein dem Barium ähnliches Element, das
ebenso wie dieses der Gruppe der Erdfalki-Metalle angehört.

Bei dem Studium der radioaktiven Stoffe wird entweder die
photographische oder elektrische Methode angewendet. Die photogra-
phische Methode hat gegenüber der elektrischen den Vorzug der Ein-
fachheit. Sie ist eine äußerst einfache, aber keine eigentliche Meß-
methode, sondern eine Feststellungsmethode. Auf der Ober-
fläche des zu untersuchenden Erzes wird an irgend einer Stelle eine
glatte Platte geschliffen und diese Platte auf eine photographische
Platte gelegt. Zwischen Platte und Versuchsschicht wird ein schwarzes
Papierblattchen geschoben, das jede irrendie mögliche Reaktion
zwischen der photographischen Platte und dem Versuchszers verhin-
dert. Nach wenigen Stunden ist die Platte entwickelt. Während
dieses Vorganges darf die Platte keiner Lichtquelle ausgesetzt sein.
Ueberall, wo das Versuchszers radioaktive Substanzen — also auch
Radium — enthält, ist die Platte nach dem Entwickeln geschwärzt.
Die elektrische Methode bildet ein wirkliches Meßverfahren.
Sie besteht in der Bestimmung der durch die Luft unter Einwirkung
der radioaktiven Substanzen erworbenen Leitfähigkeit. Die Bestim-
mung kann infolgedessen sehr einfach ausgeführt werden, als man nur
die Entladungsgeschwindigkeit eines geladenen Goldblättchen-Elek-
trodes, an dem zur Messung der Fallgeschwindigkeit der Goldblätt-
chen ein Mikroskop angebracht ist, zu beobachten hat.

Das Radium findet sich in Spuren in der Pechblende und im
Karnotit. Diese Mineralien werden abbaubarig nur bei Zochims-
thal, Freiberg i. S. in Böhmen und bei Katana in Belgisch-
Kongo gefunden. Der Prozentsatz Radium aus der Pechblende zu er-
mitteln, dauert etwa 3 Monate. Für 1 Gramm Radium werden
etwa 25 Tonnen des sehr teuren Rohmaterials benötigt. Der Preis
pro Gramm Radium beträgt gegenwärtig 275 000 RM.

Die Verarbeitung der Pechblende erfolgt in drei voneinander
ganz verschiedenen Prozessen, auf die hier nicht näher eingegangen
werden kann. Alle so gewonnenen Radiumsalze wie Chlorid, Nitrat,
Carbonat, Sulfat erscheinen weiß, färben sich aber mit der Zeit
gelbbraun und violett. Sie leuchten in der Dunkelheit. Dieses ausge-
zeichnete Licht, die sogenannten α -, β - und γ -Strahlen, erinnert hinsichtlich
seiner Farbe an das Glühwürmchen (Lampyrus), und ist so
stark, daß es sogar am hellen Tag gesehen werden und dünne Metall-
platten durchdringen kann. Mit dieser Strahlung ist eine gewisse
Wärmeentwicklung verbunden.

Die Radiumsalze befinden sich in einem dauernden radioaktiven
Zustand, wenn die physikalischen Bedingungen sich nicht ändern.
Diese Radioaktivität — die Strahlung — bedingt einen Zerfall des
Radiums in Helium und Blei. In 1700 Jahren würde sich eine be-
stimmte Radiummenge um die Hälfte verringern. Hierbei wird
eine unbedeutende Energiemenge frei, die so groß ist, daß bei der Um-
wandlung von 1 Gramm Radium die Kraft ausreicht, um 15 Meter zu heben.

Eine weitere Eigentümlichkeit des Radiums besteht darin, daß
jeder Körper, sei er fest, flüssig oder gasförmig in der Nähe eines
Radiumsalzes selbst radioaktiv, d. h. Strahlen ausstrahlend wird.
Eine Zeitlang gehalten diese Körper das ihnen mitgeteilte Strah-
lungsvermögen. Zur Erklärung dieser Erscheinung ist anzunehmen,
daß das Radium ständig ein radioaktives Gas entwickelt, das Cma -
 nation genannt wird und sich dem zu aktivierenden Körper mit-
teilt. Hierauf beruht auch die heilwirkende Kraft der Mn -
 er -
 er -
Wasser, vor allem der Thermalwasser und namentlich der Ge-
hirschlust mancher Gegenden, die, wie ihre Untersuchung ergab,
Radiumemanation enthalten; ebenso verhält es sich mit dem Janso-
schium, der herortragende Dienste bei der Behandlung von Gicht,
Rheumatismus, Nigias und chronischen Entzündungen aller Art
leistet. Hier liegt für die Therapie eine hochbedeutende Tatsache vor.
Die von dem Meer- oder Flußwasser herkommene Luft ist fast
emanationsfrei.

Die Radiumstrahlen rufen verschiedene physikalische Wirkungen
heraus und sind den Röntgenstrahlen und dem ultravioletten Licht
verwandt. Diese physikalischen Eigenschaften bilden den Ausgangs-
punkt für zahlreiche Versuche bei Krebs, Lupus und verschiede-
nen anderen Hautkrankheiten. Die Radiumtherapie hat in den
30 Jahren seit der Entdeckung des Radiums solche Fortschritte ge-
macht, daß bei genügendem Vorhandensein von Radium wohl von
einer erfolgreichen Bekämpfung des Krebses und der anderen er-
wähnten Krankheiten gesprochen werden kann.

So leuchtbringend die Radiumstrahlen auf der einen Seite sind,
so gefährlich ist ihre Wirkung auf der anderen Seite. Bringt
man ein Gefäß mit sehr aktivem Radiumsalz etwa 1 Stunde lang

in eine geschlossene Kammer und glühend mit einer kleinen Menge
einer radioaktiven Substanz aus, so wird die Luft in der Kammer
die der Radiumstrahlung ausgesetzt ist, werden weiß, was bedeu-
tet, daß die Keimfähigkeit von Spaltkörnern, die vor dem Pflanzen be-
strahlt werden, wird zerstört.

Es verdient noch Erwähnung, daß es bis heute noch nicht gelungen
ist, reines Radium darzustellen.

Seine Entdecker, das Ehepaar Curie, wurden im Jahre 1903 mit
dem Nobelpreis für Physik und Chemie gemeinsam ausgezeichnet.
Herr Pierre Curie kam 1906 bei einem Autounfall ums Le-
ben, die Witwe, Frau Maria Curie-Skłodowska, bekam als Nach-
folgerin die Professur ihres Mannes und wurde 1911 wiederum mit
dem Nobelpreis geehrt. Sie lebt in Paris, wo sie heute noch wissen-
schaftlich tätig ist. **H. S.**

Welt und Wissen

Menschenopfer und Drachenechsen. Unter den Chemojuren, einem
geographischen Volksstamm, herrscht die kaum empfehlenswerte Sitte,
daß die Männer am Daumen der rechten Hand einen Nadeln, mit
starkem Dorn versehenen Eisenring tragen. Er dient als Schlag-
ring bei Prügeleien. Wohl jeder erwachsene Mann trägt Karben,
die von diesen Schlagringen stammen. Kauterien sind häufig, die
Doch ist jeder in der Scheide. Aber Verwundungen und Ver-
stümmelungen müssen durch genau festgesetzte Wunden geöhnt wer-
den. Ein ausgelauenes Auge kostet 30 Rube, ein Loch im Kopf
3 bis 16 Rube, Lähmung eines Beines 25 Rube (oder den Geld-
wert dafür) usw. Diese Mittelung macht der verstorbene große
Forscher und Menschenfreund Fridtjof Nansen in seinem
letzten Werk „Durch den Kaufasur zur Wola“. Der Verlag F. A.
Brothaus, Leipzig, gibt sie in seinem neuesten Almanach „Den
Freunden des Vertrauens F. A. Brothaus, 10. Folge 1930/31“ wie-
der. Dieses Nischen berichtet auch von anderen hochinteressanten
und fesselnden Neuentdeckungen, beispielsweise von den in C. Leonard
Woodruffs aufbelebenderem Buch „Ur und die Sinfflu“ näher
beschriebenen Menschenopfern in den Gräbern von Ur, von einem
gefahrvollen Kampf des amerikanischen Forschers Douglas W.
Burden mit einer Drachenechse auf der Insel Komodo (siehe das
Buch Burdens: „Drachenechsen“), von den Polkisten des Forschers
Sir George S. Willins — nach seinem Buch „Eismeerreisen“ —
von dem jüngsten Welt der bekannten Weltreisenden Dr. Colin
Ross „Der Unvollendete Kontinent“ und selbstverständlich von dem
ersten sieben Bänden des „Großen Brothaus“, des größten deut-
schen Lexikons der Gegenwart. Der Almanach ist sehr hübsch aus-
gestattet und mit vielen Photos versehen und in jeder größeren
Buchhandlung vorrätig.

Das deutsche Buch in Frankreich. Aus einer Uebersicht, die in
der Zeitschrift Der Auslandsdeutsche Dr. Otto Grautoff über den
wachsenden Einfluß und die Bedeutung des deutschen Buches in
Frankreich veröffentlicht, geht hervor, daß in letzter Zeit der fran-
zösische Verlag Ullinger von Arnolt Bronnen, Ernst Glaser, Emil
Ludwig, Arthur Schnitzler und Franz Bertel je ein Buch heraus-
gegeben hat und je zwei von Bruno Franck, Clara Wiebich und
Siegfried Jwela. Der Verlag Kieder gab vier Werke von Leonhard
Franck heraus, Graflet ein Buch von Hermann Hesse, Gullmark
mehrere Romane und von Hermann Ungar und Hermann Roth,
von den beiden wurde mit „Das Bild“ in Frankreich bekannt.
von Ernst Toller sind zwei Dramen überliefert. Kra plant alle Werke
von Thomas und Heinrich Mann in französischer Sprache heraus-
zugeben.

Neuentdeckte Giftpflanzen. Eine Expedition des Smithsonian
Institutes in Washington, die im Quellgebiet des Amazonas-
stromes und in den peruanischen Anden die Pflanzenwelt
zum erstenmal systematisch erforschte, hat 30 000 verschiedene Ge-
wächse mitgebracht, von denen viele unbekannt waren. Darunter
befanden sich auch interessante Giftpflanzen, so eine, die von den
Indianern Coapi genannt wird und einen dem Weinstock ähn-
lichen Busch bildet. Die Beeren dieser Pflanze sind, frisch genossen,
ohne nachteilige Wirkung, rufen aber, getrocknet zertrübt, Ent-
regungszustände und Träume hervor, ähnlich dem Opium. Eine
andere Giftpflanze hat in ihrem Stengel einen weißen Milchsaft,
den die Eingeborenen zum Fischfang benutzen; er wird ins Wasser
gegossen und betäubt dann die Fische, ohne sie zu töten, so daß sie
sich leicht fangen lassen.

Byron, der Gärtnerfreund. Lord Byron, sonst kein Gewohnheits-
mensch, hielt stets an der altenglischen Sitte fest, nach der am Mi-
chaelistage, am 29. September, ein Gärtneratzen auf der Tafel nicht
fehlen darf. Gräfin Guicciotti, Byrons italienische Freundin und
Vertraute, bemerkte ausdrücklich, daß er einmal in den ersten
Tagen des August persönlich in Venedig eine Gans gekauft habe,
in der Absicht, sie eigenhändig zu mästen, damit er am 29. Septem-
ber auf seine Stofftaube rechnen könne. Es wurde ihm indessen ein
Strich durch die Rechnung gemacht, denn bei der täglichen Füt-
terung hatten sich Dichter und Gans so aneinander gewöhnt, daß,
als der Michaelistag heranrückte, sich Byron nicht entschließen
konnte, sie zu schlachten. Er erstand auf dem Markt für die Fest-
tafel eine geschlachtete Gans und ließ für seinen Gärtnerbesuch
einen komfortablen Käfig anfertigen, der so oft er eine Reize an-
trat, unter seinem Kellermagen befestigt wurde, da er sich unterwegs
nicht von seiner Gans trennen konnte.